

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Eduard Offenbacher, stud. rer. pol., Freiburg i. B. [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Eduard Offenbacher, stud. rer. pol., Freiburg i. B.,
geb. 21. August 1895 in Mannheim,
gef. 27. Juli 1916 an der Somme.

Aus der Schlacht bei Arras (Lorettohöhe), Mai 1915.

Wir hatten zwei sonnige Wochen Ruhe genossen in einem idyllischen Dörfchen des Pas de Calais, wo die Kirschbäume blühten und der blaue Flieder über die Dorfmauer sah. Beim Abschied gab's vielfach Tränen und Tüchertinken bei den zurückgebliebenen lieben französischen Kindern, denen der Begriff „Feind“ entschwunden war. Nach langem heißen Marsch langten wir in Couchez an, einem schon damals furchtbar zugerechtigten Neste am Fuße der uns wohlbekannten, heißumtobten Lorettohöhe. — Mit einem Gefühl der Wonne sinke ich auf das harte Strohlager nieder, das man in dem sonst ganz wohnlich eingerichteten Keller bereitet hatte, und versinke bald in bleiernen Schlaf. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, plötzlich weckt mich ein Prasseln über mir, wie von fallenden Ziegeln, Steinen. Es ist Tag, das Artilleriefeuer sehr stark. Mein Vizezugführer findet es sogar bedenklich. Ein Blick überzeugt mich, daß man so unvorsichtig war und den Keller nicht abstüzte. Da soll doch gleich . . . und es kommt schon das Donnerwetter, in Gestalt meines Burschen: „Befehl vom Kompagnieführer, Kompagnie ist alarmbereit.“ Na, der erste Tag fängt ja gut an, denke ich, während draußen das Poltern, Pfeifen, Heulen und ohrenbetäubende Krachen sich verdoppelt. Kaum hab' ich ein paar Brocken in den hungrigen Magen geschoben, als es auch schon losgeht. In die Schlacht. In die furchtbarste, die das Regiment je erlebt. 2 Züge verschwinden in einem Laufgraben, der mitten zwischen den verfallenen Häusern mündet. Dort geht's am Hang entlang unter fortgesetztem Artilleriefeuer in die vorderste Stellung. Der Hohlweg heißt sie nur; Welch Entsetzen verbindet der Eingeweihte mit diesem Namen, eng verknüpft mit dem des Dorfes A., oberhalb dessen er seinen Anfang nimmt.

Die erste Gruppe meines Zuges, des letzten, setzt gerade an, als Leute vom oberen Dorfausgang mit allen Zeichen des Schreckens hereingelaufen kommen und schon von weitem schreien: „Die Franzmänner sind durchgebrochen! Da owe komme se schon!“ Der Kommandeur des 2. Badischen Grenadier-Regiments 110, Oberstleutnant von Blücher, barhäuptig, im weiten Kavalleriemantel, fährt sich mit der Hand über die hohe Stirn, als ob er da etwas verschrecken wollte: „Herr Leutnant,“ ruft er mir zu, „besetzen Sie mit Ihrem Zug die 1 1/2-Stellung, rechts und links vom Eisenbahndamm. Ich verlasse mich auf

Sie. Kein Franzose kommt durch!" „Solange ein Mann noch lebt, Herr Oberst, keiner!" Der Kommandeur geht mit festen, ruhigen Schritten dem unteren Dorfausgang zu, wo ihn die tödliche Kugel dahinrafft . . . Wo ist die 1 1/2-Stellung rechts und links vom Eisenbahndamm? Niemand weiß Antwort, niemand hat Antwort. Nach endlosem Suchen inmitten des fürchterlichen Hagels leichter und schwererer Granaten, krachender Balken, stürzender Dächer und Mauern, splitternder Bretter und aufspritzender Erde und Steine, inmitten hastender, fluchender, drängender Menschen mit Tornister und ohne, mit Helm und ohne, inmitten von Wagen, Pferden, herumliegenden Stacheldrahtverhauen und fertigen spanischen Reitern, ewig darauf bedacht, daß auch alles nachkommt und keiner sich verdrückt, was es ja leider auch gibt, finde ich den Laufgraben zu meiner 1 1/2-Stellung. Rasch, so günstig wie möglich besetzt, Entfernung, Schußfeld, Ausguckposten, kleine Instruktion, Patronille nach vorn, in die vorderste Linie, wo der größte Teil der Kompagnie liegt. „Herr Leutnant!" Der linke Flügelposten: „Halblinks im Rücken, drüben am Kirchhof von Couches, Franzosen in dichten Kolonnen." Donnerwetter, schockschwerenot, da sind sie tatsächlich durch, die Schw . . . hunde. „Herr Leutnant!" — Das Durchsagen funktioniert tadellos. „Rechts unten im Tal, 3 Staffeln dichte Schützenlinien, dahinter Kolonnen. Im Wald dahinter scheint es auch zu wimmeln von Rothosen." Glas ans Auge. Verdamm! auch hier. Und ganz in unserem Rücken, gegen die Höhen zu, wo unsere ganze schwere Artillerie steht, die Schrapnellwölkchen der Franzosen. Wie Schlangenzungen sehen sie aus, wenn sie pläzen. Bis dahin also sind die Unseren zurück. Bomben und Granaten, muß das eine Übermacht sein, und was steht auf dem Spiel! Unsere gesamte Artillerie, 21er! Wenn's denen gelingt — und es sind nur noch ein paar hundert Meter — sind sie durch! Dann ohne Artillerie! — So kilometerweit den Feind im Rücken zu haben, ist kein angenehmes Gefühl. Aber es soll noch ganz anders kommen. Gerade kommt atemlos vom Laufen die Patronille zurück: „Herr Leutnant soll sofort mit dem Zug nach vorne rücken. Die Kompagnie braucht dringend Verstärkung. Die Franzmänner greifen in hellen Haufen an. Die 6. und 8. Kompagnie ist aufgerieben. Der Herr Leutnant muß die Kompagnie übernehmen, da der Herr Kompagnieführer schwer verwundet." Heiter. Wer hält nun die 1 1/2-Stellung? Na, da gibt's kein Besinnen mehr, ich befehle: „Ohne Tritt marsch!" und ziehe den Zug durch den Laufgraben, der an mehreren Stellen vollkommen eingeschüttet ist und stark mit Artilleriefener belegt wird, an den Rand des Dorfes A. Unterwegs hat's manche Stockung gegeben. Sogar eine sehr böse. — Ein Mann war in dem furchtbaren Dreck — es hatte vorher lange geregnet

— steckengeblieben. Bis der wieder heraus war! Ich glaube, da haben 8 Mann gezogen, und mit welchen Kraftausdrücken! Nun, ich bin heidenfroh, außer einigen Verwundeten alle glücklich im Hohlweg zu haben.

2 Tage später. Eine Hundemüdigkeit hat mich überfallen. Kein Wunder. Zwei Tage ohne Unterbrechung in einem halbverschütteten Grabensstück, jeder Mann auf Posten in angespanntester Aufmerksamkeit, Tag und Nacht Seitengewehr aufgepflanzt. Drüben, 20 Meter von uns weg, lauert der Feind. Sappen laufen hinüber, durch Barrikaden versperrt. Ein Berg von Handgranaten liegt zum Empfang bereit davor. Mitten auf solch einer Barrikade, doch unerreichbar für uns, liegt ein Kamerad, das gebrochene Auge gegen Westen gerichtet, in der einen Hand die treue Flinte, die andere zum Sprung aufgestützt. Sein früher blondes Haar ist dunkelrot gefärbt. So liegen noch viele, im Graben, außerhalb, Freund und Feind. Niemand begräbt sie, keiner hat Zeit. Die Sonne brennt heiß vom wolkenlosen Himmel, so daß der furchtbare Verwesungsgeruch nur immer entsetzlicher wird. Die Magennerven sind bis zum Erbrechen gereizt — doch man hat nichts drin in dem knurrenden Ding. Kaum, daß man den wütendsten Hunger an dem wunderschönen Weißbrot stillt, das der junge Franzose da, mit dem kleinen roten Fleck auf der Brust, im Tornister trug. Ein Bündel violetter, wohlriechender Papierchen fällt mir in die Hand. „Mon chéri! Wir beten jeden Tag zum Himmel, Mama und ich, er möge Dich uns erhalten. Du mein einzig geliebter, . . . usw.“ Immer daselbe Lied! — Immer daselbe Leid! — Und dabei kaue ich sein Weißbrot und denke: das haben die in der Heimat nun doch nicht! —

Heute morgen endlich etwas Ruhe. Der Leib sinkt ermattet aufs Strohlager, aber der Geist wacht auf den Ruf des Postens — wir sind wieder etwas weiter unterhalb im „Hohlweg“ selber —. „Sie kommen, sie kommen!“ Blaugraue Schemen bewegen sich auf der Höhe, hier auftauchend, dort verschwindend wie Hampelmänner. Doch die Hampelmänner tragen Gewehre, mit Bajonetten dran, und schreien so dünn, ach so dünn: „Urta, ürta!“ Kaus alles, auf die Böschung! Ein Sprung hinauf bis zur nächsten. Noch einer. Jetzt sind's nur mehr wenige Meter. Schon hört man das Klirren der Eisenteile, schon rollen die Handgranaten den Berg hinab. Achtung! Kopf in den Sand! Die kurze Erdwelle wird mich schützen. Aber sie ist dicht vor mich hingerollt — was macht denn der Mann da neben mir —? Schade, es hat ihn getroffen. — Statt — meiner. — Minen pendeln durch die Lüfte. Es sieht aus, als ob uns die Franzosen mit großen Sektflaschen beehren wollten. Der Sekt hat aber arg viel Kohlsäure — er spritzt die Erdballen Hunderte von Metern hoch hinauf! Manchmal sind auch Arme und Beine von armen Menschenkindern dabei. —

Halt! Achtung — größte Spannung. Drüben ist lebhaftere Bewegung, Bajonnette wandern, unterdrücktes Sprechen, Befehle. — Ist's ein Angriff? „Arre, arre!“ Wie Fluch, wie lächerlich klingt das aus den roten, wulstigen Lippen. Rasendes Schnellfeuer, hier schreit einer auf, dort der andere von uns. Doch mit sicherer Ruhe haben wir den Schwarzen in die tierische Frage gesehen, und sie abgeschmiert. Ein paar Minuten Ausschmaufen. Ich blicke hinter mich in die vom Abendsonnenglanz überstrahlte Ebene. Das Dorf da drüben mit dem netten Kirchlein, dessen Turm nur noch in einem einzigen Pfeiler von sich Kunde gibt, trägt eine dichte, schwarze Rauchwolke. Und immer noch schlagen die amerikanischen Granaten in die Häuser französischer Bauern. Beim nächsten gerade so wie bei all den andern. Weit, weit am Horizont Schnapnellwölkchen, die immer etwas näher kommen. Sollte es denn doch möglich sein, wäre nicht alle Hoffnung verloren? Wirklich, die Unfern gewinnen da hinten mehr und mehr an Boden. Sie haben uns nicht vergessen, uns kleine, fast abgeschchnittene Schar auf der Höhe der Notre Dame von Loreto! Sie danken uns das Durchhalten da oben mit treuen Schlägen von Schützengraben zu Schützengraben.

„Herr Leutnant, sie kommen wieder.“ Am rechten Flügel sieht's bedenklich aus. Da kommen sie aus der Flanke. Verdammte, auch am linken, und unsere Reihen sind gelichtet. — Nun muß ich selbst einmal dahin, nach rechts. Ich springe auf, sehe noch gerade, wie ein kleiner Siebzehnjähriger sich mit einem fetten, grinsenden Schwarzen herumschlägt, da quillt mir ein Strom Blut aus dem Mund. Ich halte die linke Hand darauf, daß mir das ganze Blut in den Armel läuft, und laufe nach rechts. Sprechen kann ich nicht mehr; ich fuchtele bloß mit dem rechten Arm und verschieße meinen Revolver. Gott sei Dank, meine Braven haben's geschafft. Doch mit welchen Opfern wiederum! Der Abend sinkt herein, rotgolden steht die Sonne im Westen. Blutsonne! Nun hab' auch ich ein bißchen Ruhe. Ich muß mich verbinden lassen unten im Dorf, sonst verliere ich allzuviel Blut. Die Franzosen sind in jener Nacht nicht mehr an unsere Stellung herangekommen.

Im Felde, 14. Juli 1916.

Noch währt der Kampf an allen Fronten mit großer Heftigkeit, noch sucht der Gegner die Entscheidung des Krieges herbeizuführen und den Sieg an seine Fahnen zu heften. — Die heldenhafte Ausdauer unserer Truppen nimmt ihm diese Hoffnung, indem sie den furchtbarsten Mitteln der heutigen Kriegsführung trost. Und in Tagen, vielleicht auch erst in Wochen, versinkt der Krieg

wieder in den alten Zustand der Unentschiedenheit, des Zuwartens, und beide Parteien rüsten mit Riesenanstrengungen und Riesenopfern, mit noch schrecklicheren Mitteln zu einer erneuten Kampfprobe, die wieder nutzlos und wieder mit dem Verlust von Hunderttausenden von blühenden Menschenleben verläuft. Und so weiter, bis . . . ja, bis . . . ? Und man steht mitten drin, wundert sich gar nicht weiter, daß man ein willenloses Rädchen in der Hand der Führer ist, die mit vollem Bewußtsein der Verantwortung und der Erfüllung ihrer Pflicht für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes handeln, Tausende von Männern ins Feuer schicken, Tausenden die Stunde ihrer handelnden, todessverachtenden Treue diktieren! Um was geht es denn eigentlich noch, wo der Krieg schon längst entschieden? Geht es um den Stolz, um den Ehrgeiz einzelner Männer, die ganze Völker durch die Macht der Presse verheizen, oder um die Ehre eben dieser Völker, die sich schämen, in ihrer Überzahl sich einem einzigen Gewaltigen beugen zu müssen, und es gerade dadurch noch erhöhen? Geht es den deutschen Führern um einmal festgesetzte Ziele, von denen sie nicht mehr lassen können, oder die zu erreichen und festzuhalten das ganze Wohl und Wehe des Landes erheischt, die der Feind noch nicht billigen kann, weil er sich noch lange zu stark dünkt? Geht es noch immer um Sein oder Nichtsein des Deutschen Reiches, der deutschen Macht in der Welt, oder haben unsere Feinde nicht schon längst den Gedanken der Zertümmernng Deutschlands aufgegeben und kämpfen nur noch um unerreichbare Ideale wie die Franzosen, um verzweifelte Behauptung der Erstherrschaft wie England, um die Verhinderung völliger Niederlage wie Rußland? Jedenfalls müssen beide Parteien ihr natürliches, für sie unzweifelhaftes Recht zu haben glauben, um nach zwei Jahren noch nie dagewesenen Kampfes von Millionen gegen Millionen immer noch mit ihrer ganzen Kraft, mit dem Einsetzen von Mitteln, deren Aufbringen auf ihren ganzen Staatshaushalt ruinierend einwirken kann, mit dem Bewußtsein, die Stimme jedes einzelnen für sich zu haben, wenn es nur das Staatswohl gilt, stets von neuem die gewaltigsten, stets sich selbst übertreffenden Anstrengungen zu machen. Man muß nach den seither gemachten Erfahrungen annehmen, daß das so weitergeht, bis die völlige Erschöpfung eintritt. Und dies kann erst in Jahren der Fall sein! — Immer noch nährt der Mensch die Hoffnung, daß es einen Ausweg aus dieser unglückseligen Lage gäbe. Immer noch hofft man, den Feind zur Erkenntnis zu zwingen, sei es durch militärische Unternehmungen oder die Diplomatie — es ist das einzig Tröstende und doch nicht Heilsame; warum — habe ich ja gesagt. —

So, nun habe ich die Gedanken zur Strecke gebracht, die ich mir um die Zukunft mache. „Sie sind zu schwarz“, wirst Du sagen. Aber überlege: ist's anders? Das Volk, die große Maschine, läuft, geschmiert von dem Schmutz der Presse, es macht sich seine Gedanken, es schreit nach einem Ende hüben wie drüben —, und dennoch gibt's kein Ende. Wer trägt die Verantwortung dafür? Kein einzelner Mensch, auch nicht einzelne. Dafür sind die Menschen zu schwach. Alles lenkt die Natur, und ihre Gesetze beherrschen die Menschheit. Ist nicht das Werden und Vergehen der Welten ein Widersinn? Warum bringt sie die Natur erst zur Entwicklung und zerstört sie dann? Gerade so im kleinen. Das ist das ganze Leben und Sterben. Gibt es ein Ziel des Weltgeschehens? Oder bleibt alles, wie es von Urbeginn bestand und wie es immer bestehen wird? — Vielleicht gibt uns ein anderes Leben den Schlüssel zu der Lösung all dieser Fragen in die Hand. —